

DEINE HEIMAT



1952 / 2. Jahrgang

Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen

Nummer 1

Auf den Spuren Vater Raiffeisens oder der wohlfeile Kleesamen

VON ENGELBERT KASPAR, KÖTTINGEN

Unaufhaltsam schrumpft das Häuflein der Zeitgenossen von der Mittelsieg, die damals noch mitgelacht haben, als es geschah. Darum sei die Geschichte aus Großvaters Schublade hervorgezogen.

Es war in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Bereits seit einem Menschenalter verkündete der alte Friedrich Wilhelm Raiffeisen aus Hamm an der Sieg allerhand neue Ideen zum Wohle der notleidenden Kleinbauern, und allmählich verwandelten sich seine Worte hier und da auch in Taten. Windeseile war ja niemals das Tempo förderlicher Bestrebungen. Eine neue Steuer zum Beispiel pflegt doch wahrlich im Schneckenschritt an den Bürger heranzuschleichen.

Nur wenige Meilen von der Heimat des großen Mannes entfernt liegt im Siegtal ein Industriestädtlein, rings von Bergeshöhen umgeben, auf denen die Bauern und Hämperlinge damals noch in guter alter Art mit Flegel, Hoog und steifem Joch dem Wohlstand entgegen strebten. Die Lehre von der gemeinschaftlichen Selbsthilfe war hier noch ein ferner Klang, wohl aber waltete drunter im Tal ein Bürgermeister, der auch ein Herz für seine Bauern hatte. Er hieß aufs Haar so wie jenes Requisit, das man einem Ofen aufsetzen muß, damit der Qualm durch den Schornstein in die Lüfte steigen kann. Aber mit einer Aktion zugunsten der bedrängten Landwirtschaft sollte er eine Heiterkeit erzielen, die seinem Herzen mehr Kummer als Freude bereite.

Als der Schnee zu schmelzen begann, stapfte dem Amtshause ein Landmann zu, den wir den Schippicher nennen wollen, wie man hierzulande, im Gebiet der Einzelgehöfte, es noch heute liebt, den Bauer nach seinem Wohnort zu kennzeichnen. Er wollte neben einigem Wildschaden auch die Geburt eines Söhnleins anmelden. Während dieser feierlichen Handlung ließ er bescheidenerweise ein prallgefülltes Leinensäcklein neben der Tür stehen. Auf die leutselige Frage, was er denn da Schönes eingekramt habe, erfuhr der Bürgermeister, das sei Kleesamen. Ja, und der sei recht teuer, eine Mark fürs Pfund habe der alte Klingler verlangt. Für einige Händevoll Samen müsse man ein Ferkel verkaufen. Und so stände es mit allem. Nicht mal Geld für einen Strang Tabak behakte man übrig. Seine Pfeife hänge seit Weihnachten am Nagel hinter der Küchentür. Sie sei ganz „lech“ und würde auseinander fallen, wenn nicht die grüne Schnur sie zusammen hielte.

Solches Klagegedicht klang dem wohlwollenden Bürgermeister ganz beweglich in die Ohren und ließ ihm auch nach dem Weggang des Schippichers keine Ruhe. Da mußte wirklich etwas geschehen! Grüblerisch stützte er das Haupt in die Hand, überlegte, rechnete, notierte. Mittlerweile war der alte Polizeidiener Durstighausen von der Post zurückgekehrt, nachdem er im Hirschen noch schnell einen Wittig gepitscht hatte. Hastig griff der Bürgermeister nach der Zeitung und schaute fleißig in den Anzeigenteil.

Schnelle Hilfe ist die beste, sagte er dann. Und wenn Herr Raiffeisen seinen Bauern billige Darlehen besorgt, so sollen die meinen mal Kleesamen zum halben Preis bekommen, und für den Schippicher wird auch noch ein Strang Bilsener übrig bleiben. Aber aus der Quelle muß man schöpfen und im Großen einkaufen, wenn es sich lohnen soll.

Und dann bestellte er bei der Firma Haberlandt & Co. in Hamburg für die Bauern des ganzen Amtes zehn Tonnen Kleesamen, mit der Bedingung jedoch, daß der Preis nicht mehr als 50 Pfennig fürs Pfund betrage. Nachdem er nun noch die einzelnen Gemeindevorsteher von diesem Geschehen

zwecks Bekanntmachung in Kenntnis gesetzt hatte, zündete er die erloschene Zigarre wieder an.

Postwendend kam Bescheid. Die Firma Haberlandt & Co. dankte verbindlichst für den erteilten stattlichen Auftrag und versprach, ihn schnellstens und gewissenhaft auszuführen, aus besonderem Entgegenkommen auch den gewünschten Preis zu berechnen. Am Schluß war dann höflich und leise die Bitte angedeutet, man möge ein wenig Geduld üben, weil das gewünschte Quantum momentan gerade augenblicklich nicht auf Lager sei.

Hm! Diese Großhandlung scheint eine „Quetsch“ zu sein, brummte der Bürgermeister, und wiegte ärgerlich sein Haupt. Heftig stipte die Feder ins Tintenfaß, und die Herren Haberlandt & Co. wurden ersucht: falls sie nicht in der Lage seien, die angeforderte Menge zu liefern, so möchten sie das unverzüglich mitteilen, damit man sich anderweitig umsehen könne, denn die Zeit dränge. Darauf nahm er seinen Hut, brachte den Brief eigenhändig zur Post und wandelte dann die Hauptstraße hinunter zum Dämmerchoppen bei Mutter Finchen. Dort saß allabendlich ein fröhlicher Kreis ehrenwerter Bürger, die nicht nur Jagderlebnisse und andere Spässe austauschten, sondern auch Bismarcks Reden unter die Lupe nahmen und die Kommunalpolitik wenigstens im Unreinen festlegten.

An diesem Abend erfuhren sie nun, mit welchen Widerwärtigkeiten das Stadtoberhaupt bei der Durchführung eines so löblichen Werkes zu kämpfen habe.

Dabei warten die Bauern mit Ungeduld auf Kleesamen!

Während alles noch bedauernd kopfschüttelte, kam vom Tischende her ein Räuspern und dann eine etwas kratzige Stimme: Ja, Herr Bürgermeister, anscheinend liegt da ein Mißverständnis vor! Sofort drehten sich die Gesichter nach dem Sprecher. Hauptlehrer Stephanus galt im ganzen Ort unbestritten als erfolgreicher Pädagog, war jedoch in dieser Gesellschaft nicht sonderlich beliebt, weil er die Schwäche hatte, in der Unterhaltung mit Vorliebe Schulangelegenheiten so gründlich zu erörtern, daß es von den munteren Epikureern als langweilige Fachsimpelei empfunden und nur mit leisem Gähnen angehört wurde. Bierpreise, der flotte Hüttenbetrieb und die kleinstädtische Chronique scandaleuse waren entschieden interessanter. Zum Glück war Stephanus kein täglicher Gast, aber sobald sein bebrillter Glatzkopf im Türrahmen auftauchte, pflegte Stadtrat Münstermeier seinen Nachbar auf den Arm zu tippen und leise zu flüstern: Jetzt geht die Schul an.

Halb neugierig, halb ironisch also blickte alles zu Herrn Stephanus hinüber. Der nahm einen Schluck, sog kräftig an seiner Marke „Fröhlich Pfalz“, hustelte wieder und setzte unter den verziehenden Wolken auseinander, nach dem neuen Rechenbuch von Richter und Grönings lernten die Schulkinder nun auch mit Tonnen rechnen. Das sei ein Gewicht von zwanzig Zentnern, also wohl imstande, einen Kuhwagen mit Kartoffeln voll zu belasten. Und da man pro Morgen ja nur einige Pfund Kleesaat benötige — — —

Ja, Herr Stephanus, unterbrach ihn der Bürgermeister, meinen Sie denn, für große Handelshäuser sei das Kinderrechenbuch maßgebend? Sämereien gehören immer noch zu den Waren, die in Fässern versandt werden, des Mäusefraßes wegen, nicht wahr, Herr — — — Klingler, wollte er sagen, und suchte dessen freundliches Gesicht in der Runde. Aber der alte Klingler erschien nicht mehr am Stammtisch, seitdem er von dem Samenkauf des Bürgermeisters wußte. Der fuhr in

seiner Rede fort, er habe in jungen Jahren doch so manche Tonne Germaniabier leeren helfen, das sei immer ein Fäßlein mäßigen Umfangs gewesen. Kaufmann Schnütgen nickte Beifall und setzte hinzu, eine Tonne Heringe wöge durchschnittlich 100 Pfund. Auch der Rentier König trat auf des Bürgermeisters Seite. Die Regentonne, die er kürzlich an die Stelle des Trippsteines gesetzt habe, sei ein altes Ölfaß, auf dem Boden könne man noch lesen: 100 Ltr. Übrigens müsse der Herr Lehrer schon aus der Bibel wissen, wie der ungerechte Verwalter seinen Herrn um 50 Tonnen Öl bemogelt habe.

In das schallende Gelächter stimmte auch Stephanus mit ein, worauf das Gespräch sich erquicklicheren Dingen zuwandte.

Einige Tage später brachte der Briefträger ein „Avis“ zum Amt, auf dem Güterbahnhof sei ein Waggon eingelaufen, enthaltend zweihundert Zentner Kleesamen, und zur Vermeidung des tarifmäßigen Standgeldes innerhalb 24 Stunden zu entladen.

Zweihundert Zentner! Zweihundert Zentner? Noch einmal wiederholte es der Bürgermeister, als traue er seinen Augen nicht. Dann brauste er auf: Glaubt man in Hamburg, wir wollten einen Großhandel beginnen? Zehn Zentner genügen vollkommen. Und mehr sollten die bestellten zehn Fäßchen auch nicht bedeuten. Aber natürlich! Die Herren haben den alten kaufmännischen Ausdruck „Tonne“ zu ihren Gunsten als Gewicht ausgelegt. Geschäftstüchtigkeit nennen sie das wohl. Eigentlich müßte man Gaunerei sagen!

Ein Eilbrief lief nach Hamburg, um den offenbaren Irrtum schleunigst zu klären. Aber die erhobenen Einwände prallten kraftlos ab. Der Hamburgische Shylock bestand auf seinem Schein und forderte angesichts des niedrigen Preises umgehende Zahlung. Sie hätten doch gerade wegen des umfangreichen Auftrages ausdrücklich zurückgefragt. — — —

Und nun stellt euch vor, welch homerische Heiterkeit rings im Lande losprasselte, als die Geschichte ruchbar wurde. In der Tat, das halbe Amt hätte sich mit solcher Saatenmenge in ein Kleefeld verwandeln lassen. Zehn Jahre hätte das Heu gereicht, um alle Ochsen des Siegerlandes zu laben. Und alle Bergleute und Hüttenarbeiter wußten plötzlich, was eine Tonne ist. Der Bürgermeister schlief in diesen Tagen recht unruhig.

Was aber sollte geschehen, um aus der Sackgasse herauszukommen? Sollte man das Gericht anrufen? Von einsichtigen Leuten wurde das für Lotteriespiel gehalten, wobei man bekanntlich mitunter gewinnt. Oder sollte man den Ackerbau des Amtes für dieses Jahr auf Kleebau spezialisieren? Das hätte die Lachmuskeln aufs neue gereizt.

So wurde nach langwierigen Beratungen schließlich doch zur Tatsache, was der Bürgermeister vorher energisch zurückgewiesen hatte: er mußte Handel treiben, nämlich den Verkauf des Überflusses versuchen. Und da der geringe Preis ein lockender Köder war, gelang es auch, einige Ämter der Nachbarschaft zur Abnahme zu bewegen, freilich unter dem zornigen Protest aller Samenkrämer, die sich um ihren Gewinn geprellt sahen. Weil aber kein zielbewußter Syndikus hinter ihnen stand, hatte die Erregung weiter keine Folgen. Schalkige Leute lachten wieder mal und meinten boshaft, es sei eine heilsame Lehre.

Dem Bürgermeister war nach diesem Versuch die Lust zu weiteren Experimenten vergangen; er überließ die Bauern fernerhin der Selbsthilfe im Sinne Raiffeisens. Und so ist wirklich etwa sechs Jahrzehnte später in jener Gegend ein Raiffeisenverein ins Leben gerufen worden.

MUNDART

aus der Gegend von Altentkirchen

Gereimt von F. H. S.

Dubbak

Wat sen mir Männer arme Löt,
we-il 't sälen Dubbak girr-et höit.
Dat Brut un Fett un anner Saachen
su rar sen, de-it mir nit vill maachen.
Der Dubbak awwer, Nohber, hürt,
wann der mir fählt, sen ich verkihr!
Ös oos de Welt och schlecht jesonnen,
den Dubbak soll se oos doch gonnen!
Ee Päckelchen - un dat vier Mark -
für 'n ganze Mont, dat ös doch stark!
Dat de-it für mich zwien Dag jrad streggen,
doch länger nit, nit für 't Verreggen.
Dröm han ich van dem Dubbakskrout
mir selver och gett ajebout.
Dreihunnert Planzen dor-ich setzen -
ming Al woll jo dergäent schwätzen.
Han nit jespert mit Möst un Bröh,
dat gir-en Dubbak wie noch nie!
Möt Stöiern könn ich wat erlewwen?
Meens du, ee Planz wür ajegewwen?
Jo, wie ich soot, de Ming, die schennt
un söt, ich wör jrad wie e Könd.
Se könn sich nit ön 'n Garden trouen,
ich dät für Toffeln Dubbak bouen.
Der ganze Aggerbou litt Nut,
ich nöhm de Könner noch et Brut.
Wovann de Köh noch solden lewwen
un owwendrenn och Melch noch gewwen?
Se könn nit wän sich ön der Küch,
für'n Dubbak brücht ich all ihr Züch,
ihr Hossegaren, Nooln un Döbber,
ihr Küchemääß, de Se-i un Schäbber.
Om Küchendösch wör ich der Herr,
de Kochmaschin wör mei Jescherr,
un wo se Roum für'n Wösch dät bruchen,
mößt se dorch Dubbakblärrer kruchen.
Kee Platz o'm Spicher, Bou un Schopp
wör ohne Dubbakblärrerstropp,
an Balgen, Köbber, Buhnestiggen,
do dät dat Döiwelszüch enz higgen.
Och üwwer'n Owwen, gruß wie 'n Pohl,
häär-ich dofür jeschlön en Nol.
Ihr Moulwerk lööst nit still sich setzen,
alsfort vam Dubbak de-it se schwätzen.
Se zerrcht un bautz un bölt un schennt,
ich sen kee got Woort mih jewennt.
Dat Mensch de-it och noch dreggig laachen,
wann mir Mannslöit Rezepder maachen.
Rezepder moöß mer nürig han,
dat mer de Dubbak rooche kann.
Ferment un Beize moöß er kre-ien,
moöß schwätzen, moöß öm Perdmöst le-ien
Mer moöß en dämben, üwwerbröhn,
dorch Essig, Hunnig, Schnaps dorchzehn.
Dat mir och keen Rezept usbliwwen,
kan ich e Booch voll opjeschriwwen.
Soo, Nohber, häs d' de Pe-if be-i dir?
Dann kanns de stöbben mol möt mir.
Enz soo, ös dat nit Qualität,
ös dat nit ierschde Bonidät?
Ming Al, kee Ke-itehe van Jeschmack
fönd die an mingem Rooddubbak.
Glich de-it se dunnern un de-it bliizen,
wann ich ön mingem Lennstohl sitzen
un fängen mingen Stömmel aan
un well jemötlich ziehen draan.
Dann fängt se eenes aan ze spe-ien,
ze flochen un ze maledé-ien:
„Du Stenksack, Schöisel un du Schinnoos,
wat böß du eemol für en Kloos!
Kom böß du eemol jussebliwwen
un der Jestank ös usjedriwwen,
kümms du möt Stenken wirrer aan,
dat mer kee Orem kre-ie kann.
Dei Dubbak stenkt wie Bech un Lomben,
wie Söimöst, wie öm Stall de Glomben.
De Fleejen fallen vam Jebünn,
et ös en wahre Schann un Sünn!
Wells du dat Döiwelskrout nit loößen,
gih ön de Höll un du do blosen!“
Jo, Nohber, su hät mer sing Nut
van Köndsjebeen böß an de Dud!
Ming eenzig Fröd öm Erdenjammer,
dat ös der Dubbak - un den ham-mer!

Das Gerichtswesen der Herrschaft Freusburg

Von Benno Solbach, Kirchen/Sieg

Als die germanischen Völkerschaften in unsere Heimat eindringen, kannten sie bereits eine „Rechtsordnung“, ja, sie mußten sie kennen, da zu den gestaltenden Kräften jeder Gemeinschaft die „Rechtsordnung“ naturnotwendig gehört. So berichtet uns P. Cornelius Tacitus, der hervorragendste Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit, in seiner Germania, daß „man auf dem Ting (Volksversammlung) auch Klage erheben und jemanden auf Leben und Tod belangen kann. Die Strafen richten sich nach dem Vergehen. Verräter und Überläufer hängen sie an Bäume, Feiglinge, Drückeberger und Unzüchtige versenken sie in Schlamm und Sumpf und werfen Flechtwerk über sie. Der unterschiedliche Vollzug der Todesstrafe will sagen, daß man Freveltaten gleichsam durch die Strafe allen verkündigen müsse, schändliche Laster am besten der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Aber auch für kleine Vergehen haben sie abgestufte Strafen; wer überführt ist, muß mit einer Anzahl Pferde oder Vieh büßen. Ein Teil der Buße fällt an den König oder den Staat, den anderen erhält der, dem Recht geworden ist oder seine Verwandten...“

Diese Rechtsordnung galt jedoch nur für die Freien, die als vollberechtigte Klasse die öffentlichen Angelegenheiten besorgten und den Kern des Heeres ausmachten. Zwar unterschied man neben diesen Gemeinfreien noch Edelfreie, die als Angehörige besonders kriegstüchtiger Geschlechter größeres Ansehen, aber keine staatlichen Vorrechte besaßen. Auf die Halb- und Unfreien fand diese germanische Rechtsordnung keine Anwendung.

Wie aber war es bestellt um diese germanische Rechtspflege? Das Recht, nach dem das Urteil gefällt wurde, war ein Gewohnheitsrecht, das nicht irgendwie kodifiziert war. Von einer Legislativ- und Exekutivgewalt im heutigen Sinne können wir nicht sprechen. Das Gericht wurde im Freien (Thing oder Malstätte) unter dem Vorsitz eines Häuptlings oder Gaufürsten abgehalten. Gelehrte Richter und Rechtsanwält (wie im römischen Rechtsstaat) waren unbekannt. Als Beweismittel dienten gewöhnlich Eid und Eideshelfer, daneben das Gottesurteil. Solche waren z. B. der Zweikampf und der Kesselfang, d. h. das Herausholen eines Gegenstandes aus einem Gefäß voll siedenden Wassers. War ein Volksgenosse getötet worden, so hatten die Verwandten (Sippe) das Recht und die Pflicht der Blutrache; doch konnte der Mord auch durch das Wer- oder Manngeld gesühnt werden, dessen Höhe sich nach dem Stand des Erschlagenen richtete.

Diese „Rechtsordnung“ ist bei unseren Vorfahren zumindest einige Jahrhunderte lang Brauch gewesen, und sie hat sich nur langsam organisch gewandelt unter dem Einfluß der Antike und des Christentums.

Während die westgermanischen Stämme sich in Friedenszeiten mit ihren freigewählten Gauvorstehern, die zugleich Richter waren, begnügten und im Falle eines Krieges einen aus ihrer Mitte zum Herzog erkoren, war im Frankenreich der Merowinger der König oberster Feldherr und Richter und oberste Verwaltungsbehörde. Die Verwaltung des großen Reiches übte der König jedoch durch königliche Beamte aus. Das Reich war zu diesem Zwecke in Gaue oder Grafschaften eingeteilt. Das Gebiet der Herrschaft Freusburg gehörte in jener Zeit zum Haigergau. An der Spitze eines Gaues stand der vom König ernannte Graf. Er war innerhalb des Gaues Heerführer, Richter und Polizeibeamter in einer Person. Die Gaue zerfielen wiederum in Hundertschaften. Die Rechtspflege wurde wie herkömmlich von den Freien der Hundert-

schaften ausgeübt (Thing). Den Vorsitz aber - und das ist das wesentlich Neue - führte der Graf, als ein Beauftragter des Königs, der in seinem Gau umherreiste. Ihm oblag es auch, die Urteile zu vollstrecken. Er allein besaß die Blutgerichtsbarkeit.

Wer nun die Gaugrafen des Haigergaues im einzelnen gewesen sind, wissen wir nicht. Die Grafen von Freusburg jedoch scheinen diese hohe Würde nicht inne gehabt zu haben! In jenen bekannten Urkunden aus den Jahren 913 und 1048 jedenfalls wird als Grenze der „Haigeromarca“ lediglich ein „Froudesbrahderofanc“, ein Bifang von Freusburg erwähnt. Unter einem Bifang aber verstand man einen Herrensitz und das Hofgut eines germanischen, genauer fränkischen Edelings von der Zeit Karls des Großen an.

„Froudesbrahderofanc“ hat aber sicherlich 913 eine geschichtliche Entwicklung hinter sich. Denn brahd, bracht, mundartlich braicht, aus dem Keltischen stammend, bedeutet Berg. Ehe man also von einem Bifang redete, gab es hier einen Herrensitz mit dem Namen „Froudesbrahd“, aus dem spätere Enkel alsdann den „Froudesbrahderofanc“ machten, den Bifang auf dem „Froudesberg“.

Von 1048 an jedoch hat es gewiß keine hundert Jahre mehr gedauert, bis einer der dortigen Edeling, vom deutschen König zum Grafen erhoben, eine Burg erbaute und sich Graf von Freusburg nannte.

Daß aber die Grafen von Freusburg in jener Zeit, vor allem Reinerus oder Reginherus (1161 - 1190) oft als Zeuge Urkunden mit unterschrieb, und zwar als „comes de Freisberg“, läßt weiter darauf schließen, daß die Grafen von Freusburg keine Gaugrafen gewesen sind. Wenn man nämlich an die alte, umständliche mittelalterliche Art der Urkunden denkt, die auch Nebenumstände selten zu benennen vergaßen, so wäre die Gaugrafenwürde mit ihren hohen Privilegien und Auszeichnungen sicherlich erwähnt worden. Auch hätte die Blutsgerichtsbarkeit, die nur den Gaugrafen gegeben war, die Grafen von Freusburg sicherlich mehr ins Licht der Geschichte gerückt.

Während die Grafen bisher mehr oder minder „absolute Herrscher“ waren, wurde ihre Amtsführung seit Karl durch die sogenannten Sendboten (missi dominici oder missi regii) überwacht. Zwar führte wie seither der Graf den Vorsitz bei Gericht; damit aber die kleinen Grundbesitzer nicht zu oft ihrem Betrieb entzogen würden, traten an Stelle des gesamten Volkes (Thing) sieben Schöffen (Schöffengericht). Seit Karls Tagen helfen also die Schöffen das Urteil „schöpfen“. Auch wurde das heidnische Gottesurteil als Beweismittel dadurch verdrängt, daß sich die „inquisitio“ im Frankenreich der Karolingerzeit entwickelte. Die „inquisitio“ ist ein „Frageverfahren“: In den einzelnen Grafschaften wurden vertrauenswürdige Männer in Eid genommen und verpflichtet, den reisenden Richtern des Frankenherrschers auf Befragen Auskunft zu geben, was sich seit ihrer letzten Anwesenheit im Bezirk ereignet habe. Dieses Frageverfahren diente einerseits dem Strafverfahren: Die Vertrauensmänner, die „Geschworenen“, hatten dem Richter zu berichten über inzwischen begangene Verbrechen. Es schaltete sich andererseits in den Zivilprozeß ein: Die Geschworenen konnten als „Schöffen“ herangezogen werden, um aus ihrer nachbarlichen Wissenschaft über strittige Punkte des Rechtsstreites Beweis zu erbringen. Die Geschworenen waren also zunächst Denunzianten im Strafprozeß, eine Art von Zeugen im Zivilprozeß.

Aber nicht nur das Gerichtsverfahren änderte sich unter Karl, sondern er ließ auch

lagen, hinter dem auf dem Hochstuhl der Freigraf Arnold von Berg saß und vor dem auf hufeisenförmig eingerahmten Bänken die sieben Freischöffen saßen, zwischen die dann der Kläger und sein Prokurator traten. Den Angeklagten sah das Gericht zwar selten, denn, wenn er sich schuldig fühlte, war ihm sein Hals zu lieb, als daß er sich der raschen Justiz des Femgerichtes ausgesetzt hätte. Die Vorladung geschah durch einen der Freischöffen oder durch den Fronboten und war geheim. Der Ladebrief mit dem Siegel des Freigrafen, das oft das Wappen des Landesherrn zeigte, wurde des Nachts dem Angeklagten an die Haustür geheftet, einem Ritter ans Burgtor, einem Städter ans Stadttor, oder er wurde auch auf den Altar seiner Kirche niedergelegt. Ein aus der Tür oder dem Tor ausgeschnittener Span diente dem Boten als Beweis der geschehenen Ladung. Die Frist, bis zu der der Angeklagte sich stellen sollte, war gewöhnlich sechs Wochen und drei Tage. Kam er nicht, und wurde er des Todes schuldig befunden, dann fand man eines Tages irgendwo seine Leiche. Darin steckte ein Dolch mit dem eingegrabenen geheimnisvollen Buchstaben S. S. G. G. (Stock, Stein, Gras, Grein). Wurde der etwa Erschienene für schuldig befunden, so endete er am „Schnappgalgen“. Die Hauptverbrechen, welche das Femgericht ursprünglich vor seine Schranken zog, waren Mord, Raub, Diebstahl, Zauberei und Abfall vom Glauben. Aber allmählich erweiterte sich der Kreis dessen, was „femfrogig“ war, und schließlich legte sich das Gericht die Befugnisse bei, in all denjenigen Fällen entscheidend aufzutreten, wenn jemand bei seinem zuständigen Gerichte sein Recht nicht erlangen konnte. So konnte das Femgericht zu Freusburg in einer Zeit, in der Willkür herrschte und Gesetz und Recht vielfach mißachtet wurden, von wohlthätigem Erfolg für unsere ganze Heimat sein, da die Gewißheit, daß auf Verbrechen unabwendbar die Strafe folge, Schrecken verbreitete und so manche Untat verhinderte.

Da aber die ganze Einrichtung dieser Gerichte in Wirklichkeit nur einige Jahrzehnte tatsächlich hohe Bedeutung und Macht hatte, ist es verständlich, daß der „Freistuhl zur Freusburg“ nicht lange bestanden hat. Wie lange er genau bestand? Wir wissen es nicht. Wir dürfen jedoch mit großer Gewißheit sagen, daß er wohl kaum hundert Jahre von Bestand war. Gewiß ist, daß in Dortmund ein Obergericht der Heiligen Feme stand und daß von diesem Obergericht alle Freistühle, die nicht auf roter Erde standen, nicht anerkannt wurden. Der nächste Freistuhl z. B. zur breiten Eiche auf dem Dornbruch, eine halbe Wegstunde nördlich von Müsen, wurde 1490 von dem Obergericht von Arnsberg verboten, weil er „nit op roder Erde gemaket“.

Nachdem Graf Gerhard II. im Jahre 1493 verstorben war, wurde der Erzbischof von Köln vom Kaiser über sämtliche Heimlichen Westfälischen Gerichte gesetzt. In einer Bittschrift der Obergerichte an den Erzbischof lesen wir: „Unse leve gnedige her von Gellen sold Kaiser Mytt (Majestät) bidden, es all the verjagen, und die sacken an ohs the wiesen.“

Da sich bald von allen Seiten Klagen erhoben über die Ausschreitungen der Freigerichte, bemühten sich mehrere Kaiser, den Übelständen abzuwehren. Zunächst jedoch vergebens. Erst als die Anschuldigungen noch lauter wurden und gar Reichsfürsten, Ritter und Städte förmliche Bündnisse gegen die Femgerichte schlossen, wurden sie endlich durch Kaiser Maximilian, den letzten Ritter, aufgehoben. An Stelle der Heimlichen Westfälischen Feme trat das Reichskammergericht, welches im Oktober 1495 in Frankfurt a. M. eröffnet wurde. Dieses Reichskammergericht nahm im Jahre 1693 seinen Sitz in unserer weiteren Heimat, in Wetzlar.

Nachdem also das Femgericht zu Freusburg Ende des 15. Jahrhunderts aufgehoben worden war, wird auf der Freusburg kein Gericht mehr gehalten worden sein, sondern es tagte lediglich das Schöffengericht zu Kirchen, wo es schon seit altersher auch neben dem Freigericht bestanden haben mag. Es gewann jedoch jetzt mehr und mehr an Bedeutung. 1625 wird dieses Gericht in einer Urkunde „das hohe Landgericht zu Kirchen“ genannt. Aber von 1625 an wird die Freusburg wieder Gerichtsort, während das Hochgericht unter der Linde zu Kirchen bleibt, und der Hinrichtungsplatz im Hauberg auf

der östlichen Höhe vor dem Dorf war. Gerichtspersonen jener Zeit sind zwei studierte Juristen, der Amtmann und der Aktuarius, ein Gerichtsschreiber und ein Gerichtsdienner. Später führt der Gerichtsdienner den Titel Aktuar. Das Gericht wurde in einem Zimmer des Schlosses gehalten und war zugleich Verwaltungs- und Polizeiamt. Weil also der Amtmann nicht nur die Rechtspflege, sondern auch die Verwaltung der Gerichtsbezirke übernahm, erhielten die Bezirke den Titel Amt, Ämter.

So blieb die Gerichtsordnung hierzulande im allgemeinen bis zur preußischen Zeit von 1815 an. Die Berufungsinstanz war die Regierungskanzlei in Altenkirchen und in etlichen Sachen gab es dann noch eine Berufung an den Fürsten in Eisenach oder an das 1741 mit dem Übergang der Grafschaft an den Markgrafen von Ansbach eingerichtete Administrationskollegium. In jener Zeit (1785) wurde das letzte hochnotpeinliche Halsgericht in Kirchen gehegt.

Wie aber stand es mit der Rechtspflege jener Zeit? Sie wurde, entsprechend dem absolutistischen Zeitgeist, sehr willkürlich gehandhabt. Allzu oft kamen aus dem Volke Klagen, daß die Schöffen, und später die Amtsleute, sowohl in ihren Gebührenansprüchen keine Schranken kannten, als auch in vielen anderen Beziehungen ihre Amtsgewalt mißbrauchten. Um die eingerissenen Miß-

Derr Kerchbau

Oos goorer Pasdur Himmelowwen
ging eenes Dags dorch Höddenhowwen.
Do moochen jräd su 'n Könner drei
öm Matsch un Dreck ön digge Brei.

Se han do drön eröm jequätscht
un sich behammelt un bedrätscht.
Oos Pasdur wor 'n jemeener Mann
un sprooch die Pullen fröndlich an:

„Was macht ihr denn, ihr lieben Kleinen?
Ihr backt wohl Kuchen, will mir scheinen.“
Do reef derr een, en kleiner Dopp:
„Mir bou'n en Kerch mörr-'m Torm och drop!“

„Ei,“ soot oos Pasdur, „das ist fein!
Macht ihr auch den Pastor hinein?“
„Jo,“ goof su 'n Bötsch Bescheid ihm dann,
„wam-mir jenogt Dreck üwrig han.“

De Schulprüfung

Derr Minches Gerrard wor wahl nit
jerad derr Klögsde ön derr Schul.
Letzt kom er heem möt gänge Schritt,
un e-ifrigh hä döm Bap verzohl:

„Mir hadden Prüfung, hürsch de Bap,
derr Schulinspekter wor höit do!
Enz säm-mer ferdig, hä zug ab
un woll noch präfen annerschtwo.“

„Ei,“ soot sei Bap, „do häs de Grond
su opjeregt un fruh ze don!
Enz soo, häs du och gett jekonnt?
Häs du dann och wat mooße soon?“

„Jo,“ soot derr Bötsch, „et wor ganz licht,
hä frogt: Wie heißt du, kleiner Has?
So, Gerhard heißt du kleiner Wicht.
Dann, Gerhard, putz dir mal die Nas!“

bräuche abzustellen, mußten wiederholt landesherrliche Verordnungen ergehen.

Als dann am 1. Juli 1815 Preußen die Verwaltung unseres Landes antrat, wurde das Justizamt Freusburg, das auch in Nassau-Usingischen Zeiten (1803 - 1815) weiterbestanden hatte, dem die zweite Instanz bildenden Justizamt Ehrenbreitstein unterstellt. Eine neue Justizordnung, von langer Hand vorbereitet, kam mit dem 1. Juli 1849 zur Einführung.

Kirch-Freusburg ist zweifelsohne ein uralter Gerichtsort von wechselnder Bedeutung. Die Dahlhoffsche Deutung des Namens jedoch und die im Zusammenhang damit stehenden

Deutungen scheinen am Kern vorbeizustoßen. (Vergl. „Deine Heimat“ 1951 Nr. 6 zur Heimat- und Pfarrgeschichte von Kirchen/Sieg, letzter Abschnitt). Auch war nicht nur der Volksüberlieferung nach auf der Freusburg ein Femgericht, sondern es ist uns urkundlich belegt. Wenn man aber heute noch im Schloß den Ort zeigt, vielleicht gar die Kellergewölbe, wo die Feme ihre nächtlichen Sitzungen gehalten haben soll, so ist das eine Pseudoromantik oder eine kitschige Sentimentalität, die man besser ablegen sollte. Die echte Sage nämlich lehnt derartige Grundelemente ebenfalls ab, da sie u. a. kulturhistorische Bilder vermitteln will.

Jur Heimat- und Pfarrgeschichte von Kirchen/Sieg

(Fortsetzung und Schluß)

Durch einen Nebenreiß vom 22. Juli 1652 wurde das kirchliche Verhältnis in der Herrschaft Freusburg wie folgt geregelt:

1) „Sollen in den drei Kirchspielen: Kirchenfreusburg, Gebertshain und Fischbach beider Religionen offene Exercitia successivis horis, deren man sich in loco durch allerseits Deputierte am ersten, auch von denselben der neue Kalender, ohne herrschaftliche Beschwerung uff ihren Feiertagen observiert und gehalten werden. (Also Freiheit in religiösen Übungen).

2) Die ordinarii Pfarr-Gefäll zu den benannten drei Pfarreien sollen zwischen beiden, den katholischen und augsburgischen konfessions-verwandten Pfarrherrn in gleiche Theile abgetheilt, die Behausungen aber, weil sie nicht theilbar sind, zu Kirchen-Freusburg und Fischbach dem katholischen, zu Gebertshain aber dem Augsburgischen Confessions-verwandten bleiben.

3) Die katholischen Priester, die jetzo sind, oder nachher an die Pfarren kommen werden, sollen in temporalibus (weltlichen) Dingen Ihrer weltlichen und in ecclesiasticis (kirchlichen) Ihrer geistlichen Obrigkeit untertan sein.“

Buchbesprechung

Das Herdorfer Heimatbuch

Josef Hoffmann: „Herdorfer Heimatbuch“ - Siegerland-Druckerei und Verlag K. Hacker, Betzdorf/Sieg - ist das erste neue Heimatbuch, welches im Kreise Altenkirchen erschien. Ein Buch, an dem die besten Kenner des Herdorfer Raumes mitarbeiteten und das dem Leser einen Einblick in alle Gebiete vermittelt.

Allgemeine Schilderungen des Herdorfer Raumes werden durch geschichtliche Aufsätze bis in die jüngste Vergangenheit fortgesetzt. Zur Ergänzung des Geschichtlichen dienen die Berichte über die Geschichte der Kirchen- und Schulgemeinden. Weiter Raum wird auch dem Hauberg, und vor allem dem Berg- und Hüttenwesen eingeräumt. Es ist nur zu verständlich, daß dieses Gebiet, dem der weitaus größte Teil der Herdorfer seinen Lebensunterhalt verdankt, ausführlich behandelt wird.

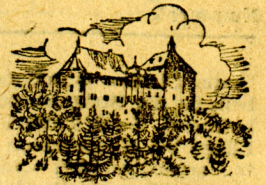
Ein Bergmannsleben, wie es vom Schicksal wohl nur einmalig gestaltet wurde, schildert Hoffmann in „Die alte Vrone“ (siehe auch „Deine Heimat“ 6/1951). Wenn sich auch durch das ganze Buch der Faden des Wirtschaftslebens zieht, so soll doch dankbar anerkannt werden, daß auch dem Lyrischen mancher Beitrag zu verdanken ist, und daß Hoffmann es verstanden hat, in dem Herdorfer Heimatbuch der Heimatdichterin Maria Homscheid ein Denkmal zu setzen.

Neben Herdorf werden auch die Orte Dermbach und Sassenroth ausführlich behandelt, sowie in einem kurzen Überblick eine Schilderung der Geschichte des Freien Grundes gegeben. Der zweite Teil des Buches ist ausschließlich den großen Betrieben der Heimat gewidmet. Den Abschluß bilden die Anzeigen der Herdorfer Geschäfte. Sie dienen in diesem Buche wohl weniger der Werbung, als vielmehr dem Zwecke, nach Jahrzehnten noch ein Nachschlagewerk über das Geschäftsleben des Ortes zu haben. Erwin Katzwinkel.

„Deine Heimat“ - Schriftleitung: Dr. Hans Holzschneider, Altenkirchen/Ww., Siegerner Str. 31.



DEINE HEIMAT



M E I L E N S T E I N E

auf dem Wege zum Luftkurort Flammersfeld / Vierzig Jahre Eisenbahn und Wasserleitung

VON ERWIN KATZWINKEL

Nachdem 1893 die ersten Sommerfrischler in Flammersfeld waren, erkannte man die Möglichkeiten, die hier gegeben wurden. 1895 gründete Rentmeister Eich den Verkehrs- und Verschönerungsverein Flammersfeld und damit den Luftkurort Flammersfeld 1906 erschien eine lange Abhandlung in der in Köln erscheinenden Zeitung Rheinischer Kurier „O Flammersfeld“. Diese war verfaßt von Hofrat C. Spielmann, dem Autor des „Balzar von Flammersfeld“, und sprach erstmalig einen größeren Kreis von Erholungsuchenden an. Dieser Artikel legte auch die Grundlage für die Tatsache, daß die meisten Sommergäste Flammersfelds aus dem Raume Köln stammten. Nachdem so die künftige Entwicklung Flammersfelds vorgezeichnet war, hieß es, die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen. Zwei der wichtigsten Voraussetzungen für einen sich ständig weiter entwickelnden Kurort konnten dann vor 40 Jahren, im Jahre 1912, verwirklicht werden. Es waren Eisenbahn und Wasserleitung.

Die Eisenbahn

Es kann nicht auf die Einzelheiten, die nach langen Verhandlungen zum Bau der Westerwaldbahn führten, eingegangen werden. Die Westerwaldbahn hatte für Flammersfeld nur insofern Bedeutung, als es keine Bahnverbindung durch sie erhalten hatte und weiterhin auf die Postkutsche nach Neitersen angewiesen war, wo die Bahn erreicht werden konnte. Dann - nachdem Herr Nell aus Oberlahr und der Verein zur Wahrung städtischer und gewerblicher Interessen in Linz seit 1897 sich für einen Bahnbau Linz - Seifen - Altenkirchen einsetzten, erkannte man die Chance in Flammersfeld und propagandisierte die Möglichkeit, nicht in Seifen die Bahn in die Westerwaldbahn einmünden zu lassen, sondern einen Bahnhof Flammersfeld zwischen die Bahnhöfe Seifen und Neitersen einzuschalten und die Bahn von Linz dahin zu führen. Aber der Weg dahin war weit und Helfer fanden die Flammersfelder so schnell nicht. Die Linzer sowohl als Herr Nell sprachen sich für den Bahnbau aus rein wirtschaftlichen Interessen aus. In Oberlahr ging es um die Erschließung der Erzlager und in Linz um die Verbindung zu einem Hinterland für die Linzer Wirtschaft. Wo die Bahn in die Westerwaldbahn einmündete, war beiden Stellen an sich gleich. Allerdings wurde der Anschluß in Seifen insofern durch Herrn Nell unterstützt, als er sich, nachdem die Projektion Linz - Seifen nicht recht fortschreiten wollte, für eine Anschlußbahn Oberlahr - Seifen einsetzte, um so wenigstens den Gruben eine Möglichkeit zu geben, sich zu entfalten.

Es schmälert aber nicht das Verdienst Nell's, der erste Westerwälder gewesen zu sein, der eine Verbindung zum Rhein für notwendig hielt und die Linzer Herren, die ursprünglich eine Bahn nach Asbach ins Auge gefaßt hatten, davon zu überzeugen, daß eine Bahn ins Wiedtal mit Anschluß an die Westerwaldbahn vorteilhafter sei.

Die Pläne lagen bei den zuständigen Stellen vor und alles härrte der Entscheidung. Da entschloß man sich in Flammersfeld zu handeln. Am 16. 11. 1902 fand im Gasthof Neußer (heute Westerwälder Hof) eine Bürgerversammlung statt, in der über die zu unternehmenden Schritte beraten werden sollte. Hatte man den Ort beim Bau der Westerwaldbahn vor 20 Jahren übergangen, so durfte dies dem jungen, aufwärtsstrebenden Kurort beim Bau

der Verbindungsbahn zwischen Westerwald- und Rheinbahn nicht noch einmal geschehen. Es wurde beschlossen, daß die Bahn nicht von Seifen, sondern von Flammersfeld aus nach Linz gehen müsse. Zunächst wählte man eine Deputation, welche dem neuen Landrat von Goerschen die entsprechenden Wünsche vortragen und ihn für die Pläne Flammersfelds gewinnen sollte. Die Deputation bestand aus den Herren Pfarrer Berns, Dr. med. Kersten und Rentmeister Eich. Die Unterredung mit dem Landrat fand bereits am 18. 11. 1902 statt und es gelang, diesen für das Projekt zu gewinnen. Auf Kosten der Gemeinde Flammersfeld ließ er die vorgeschlagene Strecke vermessen und nivellieren und den Bericht darüber mit einer von Pfarrer Berns verfaßten Petition am 13. 12. 1902 an den Regierungspräsidenten absenden.

Die Petition war ganz im damaligen Stile der Unterwürfigkeit abgefaßt, vergaß aber

keinen Punkt, der zu Gunsten der vorgeschlagenen Strecke sprechen konnte. Angefangen mit der Aufzählung aller Behörden, Geschäfte und Betriebe in Flammersfeld und seiner Umgebung, führte sie über die mögliche industrielle Entwicklung - besonders die Wiederinbetriebnahme der Grube Silberwiese - über die Bedeutung für die Forst- und Landwirtschaft bis zu der stets bewiesenen Königs- und Reichstreue, die sich bei allen Reichstagswahlen darin äußere, daß stets der nationale Kandidat über 95 Prozent aller Stimmen auf sich vereinigen konnte.

Der Landrat hatte durch persönliche Bemühungen in Frankfurt/Main erreicht, daß die Strecke Oberlahr - Flammersfeld durch einen Baurat der Eisenbahnverwaltung begangen und geprüft wurde. Das Ergebnis war für Flammersfeld niederschmetternd. Da nach den Berechnungen des Baurates der Bahn einem Anschluß in Flammersfeld/Seelbach etwa 1 1/2 Millionen Mark Mehrkosten entstehen würden, wurde der Antrag abgelehnt und die Projektierung bis Seifen weiter betrieben. Dieser Beschluß wurde der Gemeinde durch den Landrat auf einer Sitzung in Flammersfeld am 25. 8. 03 mitgeteilt. Gleichzeitig gab der Landrat den Rat, vorerst in dieser Angelegenheit nichts mehr zu unternehmen.

Am 13. Mai 1905 behandelte der Preußische Landtag den Bahnbau Linz - Seifen in seiner Sitzung und genehmigte ihn. Wieder beschloß man zu handeln. Nun wurden die in der Nähe liegenden Gemeinden des Kreises Neuwied, von Seyen bis an die Schwarze Straße angeboten. Ja selbst Niederwambach zeigte sich für einen Bahnhof in Flammersfeld/Seelbach interessiert, da es immerhin näher sei als Seifen. Die Bürgermeisterei Flammersfeld (heute Amt Flammersfeld) sammelte Geld zur Deckung der Grunderwerbskosten, und zwar wurden folgende Beträge gezeichnet:

Gemeinde Flammersfeld	2 500 Mark
Gemeinde Eichen	2 500 Mark
Gemeinde Oberlahr	10 000 Mark
Gemeinde Burglahr	6 000 Mark
Gemeinde Peterslahr	8 500 Mark
Kirchspiel Horhausen	10 000 Mark

Insgesamt: 39 000 Mark

Daß Flammersfeld unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr Interesse für den Bahnbau zeigte, war verständlich. Aber es ließ doch die zuständigen Behörden aufmerken. Obwohl der Bau nach Seifen genehmigt war, fanden die Flammersfelder nun mehr Gehör, und als am 30. September 1912 die Bahn dem Verkehr übergeben wurde, mündete sie bei dem neuen Bahnhof Flammersfeld in die Westerwaldbahn ein.

Für den Bau waren 6 700 000 Mark bewilligt. Hierzu kamen noch die von den Gemeinden zu tragenden Grunderwerbskosten von rund 845 000 Mark. Durch starke Erdbeben bei Kasbach und Vettelschoß wurde diese Summe jedoch um 825 000 Mark überschritten, so daß der Bahnbau Flammersfeld - Linz insgesamt 8 370 000 Mark kostete. Bauherr war die Eisenbahndirektion Köln. Die Bauleitung hatten Reg.-Baumeister Leinemann für den Kreis Altenkirchen - er wohnte während der Zeit des Bahnbaues in Flammersfeld - und Bauinspektor Jochem für den Kreis Neuwied. Auf technischem Gebiete war die Bahn das für die damalige Zeit Vollkommste für eine Gebirgstrasse. Auf gut

Die Ölmühle

BEI OBERNAU

Die beiden Titelvignetten unserer Zeitschrift „Deine Heimat“ sind nicht etwa willkürlich gewählt, sondern beide stellen typische Landschaftsbilder unserer Heimat dar; es sind die Freusburg im Oberkreis und es „war“ die Oelmühle bei Obernau. Ja, es war, muß man heute sagen, denn bis 1937-38 war die Oelmühle „die letzte ihrer Zunft“ die im Unterkreis genützt wurde. Das Plätzchen Erde, wo sie gestanden hat, ist heute noch jedem bekannt; zwischen Neitersen und Obernau, unmittelbar an der Bundesstraße. Vor etwa 300 Jahren wurde sie erbaut. Später ging sie in das Eigentum mehrerer Bauern über. Es bildete sich mit der Zeit eine Genossenschaft aus 13 Interessenten, die jedoch nicht nur für sich Oel in der Mühle schlugen, sondern auch im Lohnverfahren wurde Oel für Fremde geschlagen. Mit der Bewirtschaftung der Oelfrüchte mußten die Arbeiten in der kleinen Mühle eingestellt werden und das Gebäude geriet immer mehr in Verfall. Es wurde dann erreicht, daß die Mühle unter Denkmalschutz gestellt wurde und mancher Wanderer hat dieses idyllische Plätzchen in der Folgezeit mit seinem Photoapparat eingefangen. Aber dann kam der unselige Krieg. Zwar wurde die Mühle nicht von den Kriegseinwirkungen direkt betroffen, aber der unvermeidliche Verfall des dreihundertjährigen Bauwerks konnte nicht mehr aufgehalten werden und als nach dem Zusammenbruch Deutschlands Heimat- und Naturschutz und dergleichen „Nebensächlichkeiten“ keine Beachtung mehr fanden, ging auch die Mühle den Weg alles Brennbares. Zwar versuchten auch damals Heimatfreunde, die Mühle zu erhalten, aber es war ihnen nicht möglich. So hat die kleine Mühle, die unter Denkmalschutz verfallen mußte, in „Deine Heimat“ eine bleibende Stätte gefunden. Wer mehr über die Geschichte dieser Oelmühle weiß, möge dies der Schriftleitung mitteilen,

1/4 der Strecke wurde sie mit Zahnrad betrieben, da die Steigerungen hier 1:18 bis 1:24 betragen. Zwei Tunnel von 150 und 106 m Länge bei Krummenau und Peterslahr mußten erbaut werden und 80 Brücken, von denen 12 über die Wied führen.

Die Einweihung der Bahn erfolgte mit großen Feierlichkeiten am 30. 9. 1912. Nachdem bereits am frühen Morgen ein Sonderzug die Gäste aus Altenkirchen nach Linz gebracht hatte, fuhr dort der offizielle Festzug um 11.30 Uhr mit den Gästen aus dem Kreise Neuwied und um 12 Uhr ein zweiter mit den Gästen aus dem Kreise Altenkirchen nach Neustadt ab. Die Bahnhöfe waren mit Girlanden und Fahnen geschmückt, die Einwohner der Ortschaften waren herbeigeeilt, Vereine und Schulen bereiteten auf allen Stationen festliche Empfänge. In Neustadt wurden die beiden Züge vereinigt und dann ging es durch das Wiedtal Altenkirchen zu, wo ein festlicher Empfang mit Festessen und Musik die Feier beschloß. Der Kurort Flammersfeld hatte seinen Bahnhof und war nun mit der Welt verbunden.

Im zweiten Weltkriege wurde die Brücken auf der Strecke Flammersfeld - Peterslahr zerstört und die Bahn nur wieder bis zu dem neuerrichteten Hilfsbahnhof Mettelshahn bei Ehrenstein in Betrieb genommen. Da auch die Straßenbrücke bei Peterslahr zerstört war, war die direkte Verbindung mit dem Rhein bei Linz bis 1949 unterbrochen. Nachdem 1949 eine neue Straßenbrücke bei Peterslahr erstellt war, nahm die Bundesbahn den Verkehr Linz - Flammersfeld - Altenkirchen mit Kraftwagen auf. Bis Neustadt verkehrten allerdings noch Züge und nur wenige Omnibusse befuhren die ganze Strecke. Wenn wir aber in diesem Jahre, da die Bahn 40 Jahre besteht, den Sommerfahrplan betrachten, müssen wir feststellen, daß der Personenverkehr, mit Einführung dieses Fahrplanes, ganz auf Kraftwagen verlegt ist. Wohl die Wenigsten, die einst hofften, die Bahn würde noch einmal ausgebaut, werden nun diese Hoffnung aufrecht halten. Für den Luftkurort Flammersfeld hat diese Frage inzwischen sowieso jede Bedeutung verloren, da der Ort durch Bundespost, Bundesbahn und private Kraftwagenlinien heute über bedeutend günstigere Verkehrsmöglichkeiten verfügt. Das Zeitalter der Eisenbahn, so wichtig sie vor 40 Jahren war, ist für Flammersfeld Vergangenheit geworden.

Die Wasserleitung

Eine weitere Notwendigkeit war der Bau einer Wasserleitung. Ein Kurort ohne Wasserleitung ist einfach unvorstellbar, besonders wenn an und für sich sehr wenig Brunnen vorhanden sind. Wir Heutigen können uns das Leben ohne den Wasserhahn kaum noch vorstellen und wenn die Wassernot der hinter uns liegenden Jahre uns zwang, mit den Eimern zu den Brunnen oder Bächlein zu laufen, dann war dies schon eine Sache, über die man weidlich schimpfte.

Aber gleichzeitig mit den Bemühungen um den Bahnbau setzten auch die Bestrebungen ein, dem Orte eine Wasserleitung zu geben. Es war zuerst geplant, mittels eines Windmotors das Wasser in einen an der Asbacher Straße (heute Siebengebirgsstraße) zu bauenden Hochbehälter zu pumpen und so den Ort zu versorgen. Über diesen Plan wurde dann in einer Gemeinderatssitzung am 5. 3. 1904 beraten und folgender Beschluß gefaßt: „Wir sind bereit, der Anlage einer Wasserleitung zuzustimmen, wenn 1/3 der Anschlagskosten als Beihilfe gewährt werden und ausreichend festgestellt ist, daß gutes und einwandfreies Wasser vorhanden. Hinsichtlich des Projektes (53 000) ist uns bei der großen Höhe des Anschlages des Wiesenbaumeisters Schäfer aus Altenkirchen erwünscht, noch über weitere Kraftanwendungen unterrichtet zu werden und beantragen, ein Prospekt der Dresdener Windmotorenfabrik, das kostenlos verteilt wird, sowie einen Anschlag über Anwendung eines Wasserrades herbeizuführen, um ein Urteil über die Zweckmäßigkeit und Billigkeit der Anlage zu gewinnen. Es erscheint uns weiter von großer Wichtigkeit, den Hochbehälter nicht an der jetzt projektierten Stelle - Asbacher Straße -, sondern in der Nähe der Eichener Schule zu errichten, um die höher gelegenen Häuser unseres Ortes besser bedienen und eventuell auch Wasser an die Gemeinden Eichen und Rott abgeben zu können.“

Scheinbar brachten die eingeholten Erkundigungen aber nicht das erwünschte Ergebnis

und der Bau der Wasserleitung zog sich immer weiter hin. So hieß es denn im Geschäftsbericht des Westerwald-Klubs (Zweigverein Flammersfeld) über das Jahr 1908/09: „Die Zahl der Sommerfrischler in Flammersfeld nimmt von Jahr zu Jahr zu. Der Fremdenbesuch würde noch stärker sein, wenn endlich die langersehnte und geplante Wasserleitung gebaut werden könnte. Bis jetzt waren alle Bemühungen in dieser Hinsicht vergeblich“. Die Zahl der Sommerfrischler betrug 1909 590 Personen. 1910 waren es 758 und 1911 lesen wir dann im Jahresbericht: „Bahnhof und Wasserleitung im Bau, damit dürfte der letzte Makel unserer Sommerfrische fallen“.

Endlich . . . Im Jahre 1912 wurde die Wasserleitung fertiggestellt und im Juli in Betrieb genommen. Eine Wasserleitung, die ohne jegliche Hilfsmittel arbeitete, aber dafür auch eine Länge aufwies, wie es nicht gerade oft vorkam. Die Quelfassung erfolgte auf der Willroth Höhe, von wo das Wasser dann in einer 13 km langen Leitung durch das Grenzbachtal, durch die Wied und wieder die Höhe hinan in den Hochbehälter bei Eichen geführt wurde. Vom Hochbehälter aus erfolgte die Versorgung der Gemeinden Eichen und Flammersfeld. Flammersfeld verfügte nun über eine natürliche Wasserleitung mit gutschmeckendem, frischen Quellwasser und hatte nun auch diesen Mangel eines Kurortes beseitigt.

Doch kaum war die neue Wasserleitung in Benutzung genommen, als Ende August 1912 in Flammersfeld Typhus ausbrach. Nach einem Bericht vom 15. 10. 12 war die Seuche von Sommerfrischlern eingeschleppt worden. Aber wie immer, gab es auch hier Zweifler und bald war man sich darüber klar, daß die Erkrankung vom Leitungswasser herrühren müsse, zumal die meisten Erkrankungen in Willroth, Eichen und Flammersfeld auftraten. Doch mögen die Berichte aus jenen Tagen darüber erzählen:

15. 10. 12: „Seit Ende August 1912 sind in den Orten Flammersfeld und Eichen zahlreiche Erkrankungen an Typhus vorgekommen, ebenso einzelne Fälle in Strickhausen und Berzhäusern, besonders viele auch in Willroth bei Horhausen. Die meisten Kranken liegen in den Krankenhäusern zu Altenkirchen, Dierdorf und Asbach. Sterbefälle sind bis heute bei 2 Kranken vorgekommen, eine 28jährige Frau in Eichen und ein 5jähriger Knabe in Flammersfeld. Sonst scheint die Seuche, die von Sommerfrischlern eingeschleppt worden sein soll, einen gutartigen Verlauf zu nehmen. Auch hat sie nicht weiter um sich gegriffen“.

Bericht vom 15. 11. 12: „Um eine Übertragung der tückischen und ansteckenden Krankheit zu verhüten, wurden durch Anordnung des Landratsamtes die Schulen in Flammersfeld und Eichen gleich nach Schluß der Herbstferien wieder auf 14 Tage geschlossen. Inzwischen hat der Typhus wieder 2 Opfer gefordert, und zwar 2 junge Mädchen aus Flammersfeld im Alter von 22 Jahren“.

Bericht des Bürgermeisters Heymann in der Koblenzer Zeitung vom 12. 11. 12: „Die vor einiger Zeit gemeldete Typhusepidemie in der hiesigen Gegend hat bei weitem nicht den Umfang, den man den Meldungen einzelner Zeitungen entnehmen könnte. In der Bürgermeisterei Flammersfeld sind seit Mitte September 46 Typhusfälle zu verzeichnen, und zwar: in Willroth (2 1/2 Stunden von Flammersfeld entfernt) 5 Fälle, in Berzhäusern (1/4 Std. entfernt) 1 Fall, in Strickhausen (1/2 Std. weit) 2 Fälle, in Eichen (20 Min. weit) 20 Fälle, in Flammersfeld selbst 18 Fälle. Die 18 Fälle in Flammersfeld verteilen sich auf 11 Häuser, von denen 7 Häuser sofort durch Überführung der Kranken in Krankenhäuser geleert wurden, nur in 4 Häusern wurden 5 Kranke durch eine besonders bestellte Pflegerin gepflegt, eine dieser Kranken ist gestorben, die übrigen 4 sind genesen. Von den in Krankenhäusern untergebrachten 13 Kranken sind 2 gestorben, 8 sind genesen hierher zurückgekehrt, 3 befinden sich noch in Krankenhauspflanze, 2 von diesen werden in den nächsten Tagen als geheilt zurückkehren. In Eichen sind 2 Kranke gestorben, die übrigen sind fast völlig genesen. Die Kranken in Berzhäusern und Strickhausen sind genesen“.

Mitteilung des Bürgermeisters Heymann an die Gemeinden Flammersfeld und Eichen über die im Dezember 1912 erfolgte amtliche Untersuchung des Leitungswassers:

„Die chemische und bakteriologische Untersuchung durch das königliche Medizinaluntersuchungsamt zu Coblenz hat ergeben, daß das Wasser der Wasserleitung Flammersfeld - Eichen durchaus einwandfrei ist.“

Die Wasserproben sind von dem Vorsitzenden des Untersuchungsamtes am 17. 12. 12 persönlich entnommen worden, und zwar aus jedem Quellfluß an der Quelfassung bei Willroth eine Probe, in der Schule zu Eichen und im Bürgermeisteramt eine Probe, so daß eine mehrmalige Untersuchung des Wassers stattgefunden hat.

Eine bereits vor 3 Wochen durch den Kreisarzt vorgenommene chemische Untersuchung hatte ebenfalls ein einwandfreies Ergebnis. Nach diesem Befunde bestehen keine Bedenken, das Wasser auch unabgekocht zu genießen. Die Untersuchungsateste liegen zu jedermanns Einsicht 4 Wochen lang auf dem hiesigen Büro auf. Wie das von privater Seite herbeigeführte für die Leitung ungünstige Attest zustande gekommen ist, darüber ist eine Untersuchung eingeleitet.

Eine Untersuchung der Leitung wird für die Folge halbjährlich erfolgen.

gez.: Heymann, Bürgermeister“.

Einen abschließenden Bericht gab das Altenkirchener Kreisblatt am 14. 2. 1913: „Die nunmehr erloschene Typhusepidemie, die im Sommer des vergangenen Jahres in Flammersfeld und Eichen ausgebrochen war, hatte Veranlassung gegeben, das Wasser der beide Orte versorgenden Wasserleitung einer wiederholten Untersuchung durch das königliche Medizinaluntersuchungsamt in Coblenz unterziehen zu lassen. Das Ergebnis der Untersuchung hat die von vornherein bestehende Meinung, daß der Ausbruch der Epidemie nicht dem Wasserleitungswasser zuzuschreiben ist, in vollem Umfange bestätigt.“

Sowohl die bakteriologische als auch die chemische Untersuchung hat nachgewiesen, daß in dem Wasser irgendwelche die Genießbarkeit beeinträchtigende oder die Gesundheit gefährdenden Stoffe nicht vorhanden sind. Damit kann als festgestellt gelten, daß die Krankheit von außen eingeschleppt worden ist. Die angestellten Ermittlungen haben dann auch die Quelle der Ansteckung und den Weg, den die Ansteckung genommen hat, nachgewiesen. Übrigens sprach der Verlauf der Krankheit von vornherein gegen eine Wasserinfektion“.

Damit wurde das Kapitel „Typhusepidemie“ abgeschlossen und mancher Kurgast hat in den folgenden Jahren den guten Geschmack des Wassers gelobt. Aber die Wasserleitung, mit großen Kosten erstellt, zeigte bereits nach 6 Jahren, daß sie im Sommer den an sie gestellten Anforderungen nicht gewachsen war. Erstmals im Juli 1918 mußte sie wegen Wassermangel für zwei Tage abgestellt werden.

Dies wiederholte sich dann in den Folgejahren derart oft, daß starke Einschränkungen für den Wasserverbrauch im Sommer erlassen werden mußten und wieder Benachteiligungen des Fremdenverkehrs eintraten. Aber es wurde doch noch 1935 darüber, bis eine Erweiterung der Wasserleitung durchgeführt werden konnte. Zwei Quellen wurden erfaßt: der Katzwinkels Born im Winkel und der Hower Born, deren Wasser durch ein in Hoben errichtetes Pumpwerk in die Wasserleitung des Ortes Flammersfeld gepumpt wurde. Doch auch dies reichte keineswegs aus, und so wurde 1949 ein weiterer Erweiterungsbau der Wasserleitung durchgeführt.

Unweit von Bruch wurde im Wiedtal, nahe der alten Wasserleitung, eine Wassergewinnungsanlage gebaut und ein Pumpenhaus errichtet. Da eine Reparatur der alten Leitung zu kostspielig war, wurde sie ebenfalls in die neue Anlage geleitet und bringt, da der Gegendruck wegfällt, genügend Wasser heran. Durch eine Pumpe wird das Wasser nun in den Hochbehälter bei Eichen gedrückt. Damit dürfte die Wasserversorgung für die Orte Flammersfeld und Eichen als endgültig gesichert angesehen werden können.

Hat die Eisenbahn in ihrem vierzigsten Jubeljahre alle einst so große Bedeutung für Flammersfeld verloren, so hat doch die Wasserleitung sie nicht nur behalten, sondern - wie wir sehen - bis zu ihrem 40jährigen Bestehen manche Erweiterung erfahren müssen, um Flammersfeld seine Bedeutung als Kurort im Westerwald zu wahren.

Urkunde

zur Stadterhebung von Altenkirchen 1314

Abschrift!

Übersetzung der Urkunde

XXIV 75.

Ludwig, von Gottes Gnaden Römischer König, allezeit Mehrer des (Heil. Römischen) Reichs, entbietet allen Getreuen, die vorliegenden Brief einsehnen werden, seinen Gruß und alles Gute.

Auch wenn Wir für den Vorteil und das Wohlergehen der Untertanen und Getreuen des Reichs gnädiglich sorgen, machen wir sie hierdurch geneigter in günstigen Zeiten ihren Gehorsam gegen Uns und das Reich zu erweisen. Indem Wir daher den Erweis seiner aufrichtigen Ergebenheit und die Echtheit seiner Treue sowie den ergebigen Gehorsam bedenken, den (Unserer) Majestät und Unserem Reiche der Edle, Gottfried Graf zu Sayn, unser Geliebter und Getreuer, bisher erwiesen hat und auch, wie wir für die Zukunft glauben, wird in Treuen späterhin erweisen können, so halten Wir's für recht, nicht nur gegen ihn selber deswegen, sondern auch gegen seine Untertanen, Menschen wie Lande, bei der Gewährung von Gnaden und entsprechenden Ehren freigebig zu sein. Daher kommt es, daß Wir demselben Grafen mit Rücksicht auf Obengesagtes eine besondere Gunst erweisen wollen und mit Berücksichtigung seiner untertänigen und dringenden Bitten den untenaufgeführten Ortschaften, nämlich Hachenburg, Altenkirchen und Weltersberg und den Leuten beiderlei Geschlechts, die jetzt oder in Zukunft dort wohnen oder in dem als dazu gehörig anerkannten Gebiet wohnen werden, alle Freiheiten, Rechte und Ehren, deren unsere Stadt Wetzlar und andere ebendort gelegene Städte und Orte des Reiches sich erfreuen und sich erfreut haben bis heute, kraft Unserer königlichen Machtvollkommenheit zugestehn und gewähren, indem Wir mit Gegenwärtigem verfügen, daß sie derselben (Rechte) wie früher in Freiheit sich erfreuen und genießen sollen. Es soll daher keinem einzigen Menschen gestattet sein, dieses Blatt mit Unserer Gewährung und Schenkung zu verletzen oder ihm bei irgend einem wilden Wagnis entgegen zu handeln; sollte das dennoch jemand zu tun versuchen, so soll er wissen, daß er Unsern schweren Zorn zu gewärtigen haben wird.

Zum Zeugnis dessen haben Wir gegenwärtiges Schreiben verfassen und mit Unserm Hoheitszeichen versehen lassen. Gegeben zu Bucharach am 17. Januar im Jahre des Heils 1314, in der 14. Indiktion, im 1. Jahre Unserer Herrschaft.

L. S.

Auf dem Siegel: Ludwig v. G. G. Röm. Kaiser. Bild: Kaiser sitzt mit seinen Herrschaftszeichen auf seinem Thron.

Von und zum Bruch

In „Haus und Herrschaft Bruch“ Deine Heimat 1950, schrieb ich: „Im frühen Mittelalter soll Bruch eine selbständige Herrschaft und im Besitz der Herren von und zum Bruch gewesen sein. Jedoch ist dieses Geschlecht bisher in keiner Urkunde festgestellt worden und die mündliche Überlieferung nicht bestätigt.“ Diese Ansicht vertraten neben mir auch andere Heimatforscher. Im Januar dieses Jahres konnte ich die Urkundenregesten des Fürstlich Wiedischen Archivs wieder einmal durchsehen und stieß dabei auf folgenden Urkundenauszug:

„1359. Ruprecht von und zum Bruch und Koberstein verkauft Graf Joh. Wilh. zu Wied für 600 Gulden 1/2 Hof Jacobshaan.“

Mit dieser Urkunde ist die Existenz eines Geschlechtes von und zum Bruch bewiesen.

Nun wird allerdings Bruch bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Isenburger Besitz genannt und kommt durch Heirat bereits an Gottfried I. von Sayn. Demnach muß Bruch also schon vor 1264 zu Sayn gehört haben. Waren nun die Kobersteiner, die ja zum niederen Adel der Sayner Grafschaft gehörten, als Verwalter oder sogenannte Burggrafen in der Herrschaft Bruch eingesetzt? Jedenfalls waren sie den Saynern verpflichtet, denn 1380 am 29. April stellt ein Johann von Coverstein den Fehdebrief an Wied aus; wegen Sayn. Es steht also fest,

Neue Heimatliteratur aus dem Kreis Altenkirchen

Wenn in einer Veröffentlichung im vergangenen Jahre behauptet wurde, der Kreis Altenkirchen sei arm an Heimatliteratur, so ist dies doch nicht so sehr der Fall, wie es Uneingeweihten erscheinen mag. Bis zum zweiten Weltkrieg sind immerhin 14 wesentliche Bücher oder Broschüren über den Kreis Altenkirchen oder Teilgebiete desselben erschienen. In dieser Zahl sind nicht ausgesprochene Heimatromane enthalten wie z. B. Spielmanns „Balzar von Flammersfeld“ usw. Eine Übersicht dieser Bücher wird am Schluß gegeben. Beachtliche Fortschritte machte die Heimatliteratur nach 1945. Es ist immer so, daß man sich in Notzeiten auf die Heimat besinnt und wenn sich dann noch ein Verlag findet, der diese Arbeit unterstützt, dann kann manches gute Werk in die Hände der Heimatfreunde gelegt werden. Im Kreise Altenkirchen traf nun beides zusammen. Männer, die sich seit Jahrzehnten mit der Geschichte ihrer Heimat beschäftigten und im Verlag der Siegerland-Druckerei ein Herausgeber, der sich der Sache mit der gleichen Liebe zur Aufgabe annahm, wie sie die Verfasser beseelte. Hier sollen nun nur noch die 1951 erschienenen Bücher besprochen werden, da die anderen bereits früher in „Deine Heimat“ gewürdigt wurden.

Wissener Heimatbuch, Verlag: Sieg-Post-Druckerei, Wissen, Herausgeber: Wissener Heimatfreunde.

Das Buch bringt in zahlreichen Einzeldarstellungen ein reiches Bild des Wissener Raumes. Vergangenheit und Gegenwart treten in bunter Folge an den Leser heran und zeugen vom Leben im Wissener Raum. Wohl macht der erste Teil: Unsere Heimat, bei flüchtigem Durchblättern den Eindruck, als seien die Beiträge etwas wahllos zusammengestellt, doch wird der Leser bald merken, daß dem nicht so ist. Beiträgen über das rein Geschichtliche folgen solche des Kirchengeschichtlichen, des Schulwesens und der sonstigen amtlichen Institutionen. Abgeschlossen wird der erste Teil mit Darstellungen über die beiden Weltkriege. Hier ist besonders anzuerkennen, daß unter den Kriegsoptionen auch die gefallenen und ermordeten Angehörigen der inzwischen in Wissen angesiedelten Heimatvertriebenen aufgeführt sind. Der zweite Teil: „In Wissen erzählt man...“ bringt Auszüge aus der Amtschronik, sowie Berichte zum Volks- und Brauchtum. Hier wird des Hondagnachens, der Dilldappenjagd, des Schönsteiner Volksfestes und so manches anderen Festes gedacht. Die Erschaffung des Siegerlandes und Proben Wissener Humors rufen manches Schmunzeln hervor. Der dritte Teil ist dem Vereinsleben gewidmet, während der vierte und fünfte Teil ausschließlich das Industrie- und Wirtschaftsleben schildert. Ein Buch, das in seiner Vielfalt nicht nur dem Heimatfreund, sondern jedem - und suche er auch nur etwas über sein feierabendliches Steckenpferd im Vereinsleben zu finden - eine Menge interessanter Aufsätze zu bieten hat. Es ist eine wirkliche Bereicherung unserer Heimatliteratur.

Als weiteres Heimatbuch erschien 1951 „Dr. August Wolf, Geschichte von Betzdorf“, Sieglblätter-Verlag, Betzdorf.

Während die Bücher von Herdorf und Wissen das Bild der Heimat durch die Feder verschiedenster Mitarbeiter zeichnen, ist das Betzdorfer Buch von Oberstudienrat i.R. Wolf in langjähriger Arbeit gestaltet und wirkt in seinem ganzen Aufbau einheitlicher und geschlossener. Das dreiteilige Werk bringt auf 500 Seiten und einem fast hundertseitigen Inseratenanhang eine Fülle heimatkundlichen Wissens, das übersichtlich und gut verständlich angeordnet ist. Der erste Teil führt in die natürliche Landschaft ein. Erdgeschichtliche Abhandlungen, Untersuchungen der Siedlungsgemeinschaft, Be-

richte über die Menschen im Aufbruch der Geschichte sowie eine Behandlung der den Druidenstein umschwebenden Fragen sind der Inhalt dieses Teiles. Der zweite Teil schildert das Leben in der Zeit von etwa 1000 bis 1815. Hier werden dem Leser das Wirken der Landesherren und der kirchlichen Führungsmächte, das Verwaltungs- und Gerichtswesen, der niedere Adel und die ersten Betzdorfer Sippen vor Augen geführt. Anschließend folgt eine gründliche Darstellung der zum Amte gehörenden Dörfer, des Wirtschaftslebens und des allgemeinen Lebens. Den Abschluß dieses Teiles bildet eine wissenschaftliche Untersuchung der ehemaligen Kapelle St. Barbara. Der dritte und weit-aus umfangreichste Teil schildert die Zeit ab 1815. Das Hineinwachsen in die neue Zeit der Technik und des Verkehrs und die Entwicklung aller Gebiete werden beleuchtet. Die öffentlichen Einrichtungen werden beschrieben, wobei dem Schul- und Kirchenwesen ein breiter Raum gewidmet ist. Die durch den allgemeinen Strukturwandel bedingten sozialen Fragen werden ebenso betrachtet, wie das Betzdorfer Vereinsleben. Dieser Teil schließt mit dem Kapitel Krieg und Frieden, welches die Kriegszeiten von den Freiheitskriegen bis zum zweiten Weltkrieg umfaßt. Ein Anhang mit Namensverzeichnissen, Archivhinweisen usw. leitet dann zu dem oben erwähnten Inseratenanhang über.

In der Geschichte von Betzdorf ist uns ein Heimatbuch in die Hände gegeben, wie es in seiner Geschlossenheit und dem streng wissenschaftlichen Aufbau bisher noch nicht vorgelegen hat.

In diesem Zusammenhang muß noch ein Buch besprochen werden, das im Ausland erschien und doch eine gewisse Bedeutung für einen Teil des Kreises Altenkirchen hat:

Pfarrer Nicolas Theis: „Der Luxemburger im Westerwald“, Verlag: St. Paulusdruckerei, Luxemburg.

Es ist, als Erlebnisbericht aus den Jahren 1944/45, in die Reihe der Kriegsbücher zu zählen und keineswegs ein Heimatbuch. Da es aber das Kriegsgeschehen, insbesondere aber die Verhältnisse im Kirchspiel Horhausen, dem südlichsten Zipfel unseres Kreises, schildert, ist es für die Einwohner dieses Gebietes von geschichtlicher Bedeutung. Es ist allerdings ein Buch, von dem man sagen kann, es sei mit seinem Hinweis auf die „Kollektivschuld“ und mit seiner Mahnung an die Deutschen: „Lasset die Finger von Flinte und Pulver“ fünf Jahre zu spät erschienen. Es hat überhaupt mehr negative Seiten als, in unserem Sinne, positive. Aber wir wollen dem Verfasser zugute halten, daß sein Aufenthalt im Westerwald nicht in einer friedlichen Zeit erfolgte, sondern daß er aus der Heimat Luxemburg hierher verbannt wurde. Wenn er über seinem eigenen Leide und dem seiner luxemburgischen Heimat das Gefühl für das Leid der Deutschen verloren hat, wir wollen es verstehen. Daß er aber beim Anblick der Stadt Koblenz zum Brevier griff und die Fluchpsalmen betete, daß er die, durch wohl ebenso großes Leid gegangenen Deutschen aus den Balkansiedlungen ein Räubervolk nennt, nehmen wir nicht unwidersprochen hin. Mögen diese Äußerungen auch menschlich noch so verständlich sein, als Zeugnis für die christliche Haltung eines Priesters sind sie nicht anzusehen. Wie gesagt, das Buch hat viele derartig negative, wohl allzumenschliche Stellen. Was es wertvoll für uns macht, sind die Schilderung der Menschen und der Kriegereignisse im Westerwald. Der Verfasser schreibt selbst, daß er als Feind der Deutschen seinen Weg in den Westerwald antrat. Er sah also mit den Augen des Feindes die Menschen seines Pfarrsprengels und wenn er dann doch Worte voll des Lobes über sie findet, dürfen wir wohl annehmen, daß diese Menschen wirklich so sind. Seine ganze Achtung zollt er in seinem Buche den Bergleuten bei ihrer schweren Arbeit in der Nacht der Erde. Die Schilderung der Kriegereignisse im Horhausener Raum ist durchaus subjektiv und schließt damit eine Lücke, da aus deutscher Feder wenig darüber zu erfahren sein wird, denn die meisten Westerwälder, die darüber berichten könnten, standen in den Tagen, fern der Heimat, in Kampfhandlungen und

daß die Kobersteiner zum Saynischen Landadel gehörten, es steht auch fest, daß sie sich, zeitweilig wenigstens, von und zum Bruch nennen. Daß aber Bruch eine selbständige Herrschaft unter diesen war, wie bisher angenommen wurde, dürfte falsch sein, denn zu der Zeit, da die Kobersteiner diesen Namen führten, waren bereits die Sayner Besitzer von Bruch. Wer kann weitere Hinweise geben?



DEINE HEIMAT



1952 / 2. Jahrgang

Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen

NUMMER 3

DIE RABENLEY

Eine Westerwaldsage, kulturgeschichtlich untersucht und neu erzählt von Josef Hoffmann, Herdorf

I.

Bei Ehrenstein im Wiedtal erhebt sich eine Felsgruppe „Die Rabenley“ genannt. „Ley“ ist der bekannte Ausdruck für „Stein“ und „Fels“. In anderen deutschen Sagen finden wir nicht selten den Namen „Rabenstein“. Wir haben in dem Wiedtal-Namen also nur eine mundartliche Auwandlung dieses sonstigen „Rabensteins“ vor uns. Über den „Rabenstein“ in der Kulturgeschichte sei im folgenden einiges ausgeführt.

Man neigt dazu, den Namen darauf zurückzuführen, daß am Rabenstein Raben (Krähen) sich besonders gerne aufhielten. Im Gegensatz zur Dohle liebt die Krähe Felspartien keineswegs in besonderer Weise. Richtig ist, daß die Raben, (Kolkkrabe, Krähe, Dohle seien im folgenden mit dem Kennwort „Raben“ zusammengefaßt, die ja - mit Elster und Eichelhäher - zur Familie der Rabenvögel gehören) sich nur aus dem Grunde an solchen Rabensteinen ehemals gerne aufhielten, weil die Rabensteine Hinrichtungsstellen waren. Wo aber einer gehenkt oder sonstwie zu Tode gebracht wurde, blieb die Leiche zum Zwecke der Abschreckung anderer Missetäter so lange liegen oder hängen, bis die Raben sie skelettiert hatten. Und das dauerte je nach der Jahreszeit recht lange; und je nachdem der Rabenstein mehr oder weniger oft Schauplatz solcher Hinrichtungen war, wurde auch der Rabenstein entsprechend eifrig von den Schwarzkörnern umflattert. Man kann sich leicht vorstellen: das Treiben der Galgenvögel an solchen Stellen, wo jeder den Grund für ihre Anwesenheit kannte, war für die Vorfahren sehr eindrucksvoll, und es war naheliegend, daß solche Plätze, soweit Felsen dort waren, eben den Namen Rabenstein (oder -ley) erhielten, während wir anderswo nur vom „Galgenfeld“ u. ä. hören (z. B. bei Vierscheid unfern Waldbreitbach). Die Rabenley bei Ehrenstein war also ein alter Hinrichtungsplatz, wie man Richtstätten ohnehin gerne an auffälligen und hochgelegenen Plätzen einrichtete. Auch die unten folgende Sage von der Hexe an der Rabenley weist auf diese Tatsache hin, obwohl heute im Volk jede andere Erinnerung an die Rabenley als Richtstätte geschwunden ist. *)

II.

Wer die Kulturgeschichte der Rabenvögel kennt, *) kann nicht umhin zu behaupten, daß im Westerwald ehemals die Volksdichtung (Sage) sich ebenso vielfältig mit der Rolle der Raben an den Richtstätten befaßte, wie überall sonstwo in Deutschland; nur sind diese Kulturdokumente bisher nicht aufgezeichnet oder aber vom Volksmund vergessen worden, so daß wir also im folgenden an Hand gesamtdeutscher Sagedichtung übersehene oder vergessene Westerwalddichtung rekonstruieren können.

Da sei zunächst darauf hingewiesen, daß der Ausdruck „Rabenstein“ nicht nur die Hinrichtungsstätte kennzeichnete, sondern auch einen einzelnen, kleinen Zauberstein, den man mit Hilfe von Raben gewinnen konnte. Dieser Zauberstein - „Rabenstein“ - war allerdings nur sehr schwer zu gewinnen. So wie Siegfried erst einen Drachen erschlagen und sich in dessen Blut baden mußte, um die Sprache der Vögel zu verstehen, so konnte man auch mit Hilfe des Rabensteins die Vogelsprache verstehen lernen. Dieser Rabenstein aber bildete sich nur in dem Körper eines Raben, nachdem dieser hundert Gehenkten die Augen ausgehackt hatte. Der Rabe legte dann statt eines

Eies einen Stein, eben den „Rabenstein“. Ging man um Mitternacht im Winter in den Wald, so sah man die Umgebung erleuchtet wo der Baum mit dem Rabenstein stand, den Baum selbst aber konnte man nicht sehen; denn der Stein machte seinen Träger - in diesem Falle: den Baum - unsichtbar. Man fand den Baum dadurch, daß man eine Stelle

suchte, wo im unsichtbaren Lichtkreis des Steins der Schnee geschmolzen war; dann ertastete man den Baum, stieg hinauf, umkletterte dreimal mit geschlossenen Augen die Krone und ertastete das Nest mit dem Stein. Ergriff man ihn, so war man selbst sofort unsichtbar. Man konnte durch jeden Verschluß hindurchgehen und alles rauben, was man begehrte. Nur zwang der Stein den Träger, bei jeder Hinrichtung zugegen zu sein, die weit und breit vorgenommen wurde!

Daß der Rabenstein die Sprache der Vögel verstehen lehrte, geht auf den Raben als Wodansvogel zurück: zwei Raben, Hugin und Munin, saßen auf Wodans Schulter und berichteten ihm alles, was in der Welt geschah.

Wir haben diesen kurzen Hinweis auf gesamtdeutsche Rabensagen im Zusammenhang mit dem Rabenstein bei Ehrenstein hier gebracht, um aus Leserkreisen zu erfahren, ob irgendwo auf dem Westerwald bisher unbekannt gebliebene Rabensagen noch in Erinnerung sind; selbst wenn dies nicht zuträfe, so darf behauptet werden, daß wir hiermit Westerwälder Sagedichtung rekonstruierten, wie sie zweifellos einmal die Rabenley bei Ehrenstein und andere Richtstätten umrankte.

III.

Die Rabenley bei Ehrenstein

Bei Ehrenstein erheben sich an den Ufern der Wied herrliche Felsgebilde. Einer der Felsen heißt „Die Rabenley“. Zur Wied hin stürzt er steil ab; auf der anderen Seite aber lehnt er sich an das Hochland an, so daß man ihn von dort aus leicht betreten kann.

Ehemals war die Landfläche hinter ihm ein kleiner freier Platz, der von behauenen Steinen eingefast war. Hier war Gerichtsstätte über die Verbrecher, und wer verurteilt wurde, den stürzte man gleich über den Felsen hinab ins Wiedtal. Dort blieb die Leiche liegen, bis die Raben sie aufgefressen hatten.

Auch Hexen wurden auf diesem Gerichtsplatz abgeurteilt. Und wenn man sie „überführt“ hatte, dann warf man sie in die Tiefe. Wenn sie nicht bekennen wollten, was man ihnen nachsagte, so zwickte man sie mit feurigen Zangen, marterte und quälte sie so lange, bis sie lieber sich über den Felsen werfen ließen, als die Qual noch länger zu ertragen.

Die Tochter eines Hirten aus Heckerfeld und der Sohn eines reichen Müllers liebten sich sehr. Aber der reiche Müllersohn sollte die arme Hirtentochter nicht heiraten. Die Eltern des Müllers duldeten es nicht. Da ereignete es sich, daß die Kühe im Stall des Müllers keine Milch mehr gaben; der Esel, der die Säcke aus der Mühle hinauf in die Dörfer trug, bekam das Kreuzweh, daß er nicht mehr arbeiten konnte; und als man in der Mühle ein neues Mühlenrad einbaute, da stand es hintennach schief und lief nicht.

Das alles konnte nur die Hirtentochter verursacht haben, so sagten die Müllersleute. Die Hirten hatten ja Kenntnis aller geheimen Wissenschaften und Teufelskünste, und niemand als die Hirtentochter mußte die Kühe, den Esel und das Wasserrad verhext haben aus Rache dafür, daß sie den jungen Müller nicht zum Manne bekam.

Da führte man die Hirtentochter hinauf auf den Richtplatz, wo so mancher Verbrecher und auch so manche Hexe ihre Untaten eingestanden hatten. Aber die Hirtentochter wollte nicht bekennen. Da marterte man sie so lange, bis sie zugab, was man ihr

GEDANKEN

über eine heimatkundliche Zeitschrift

Aus Dr. August Wolf: Geschichte von Betzdorf

Aber keine heimatgeschichtliche Darstellung kann alle an sich interessanten und wichtigen Probleme behandeln oder lösen. Es muß auch geforscht und publiziert werden, doch sollte das organisiert sein, nach festem Plane vor sich gehen und nach einwandfreien Methoden erfolgen. Was man in den Tageszeitungen gewöhnlich als „Heimatgeschichte“ zu lesen bekommt, entspricht nicht einmal den geringsten Anforderungen, die man vom wissenschaftlichen Standpunkt aus an solche Äußerungen stellen muß. Das Mindeste ist: 1. Der Verfasser nennt seinen vollen Namen. 2. Er gibt seine Quellen zu jeder Sache genau und unmißverständlich an. 3. Quellenzitate werden nicht so aus ihrem Zusammenhang gerissen, daß Wichtiges nicht zu erkennen ist. 4. Persönliche Meinung oder Beurteilung muß als solche erkennbar und begründet, darf keinesfalls in Quellen hineingeschmuggelt werden. Ohne Erfüllung dieser primitivsten Forderungen werden wir niemals saubere Heimatgeschichte bekommen. So begrüßenswert es ist, daß sich recht viele mit Heimatforschung befassen, so sehr muß auch darauf gedrungen werden, daß man nach den bewährten Regeln verfährt. Andere Verfahrensweisen hat uns schon Unsinn mehr als genug beschert.

Für die weitergehende und ergänzende Heimatforschung ist eine entsprechend geführte und ausgestattete Heimatzeitschrift mit etwa monatlicher regelmäßiger Erscheinungsweise und größerem Seitenumfang dringend erwünscht. In ihr würden alle laufende, für spätere Geschichte wichtigen Ereignisse aller Orte vermerkt, hätte eine andere Abteilung laufend den wörtlichen Abdruck wichtiger Archivquellen zu bringen; ich denke z. B. daran, welche Fülle von Anregungen und Stoff allein der Abdruck der Akten über die (oben oft erwähnte) Haubergsreform von 1743-45 bringen würde. Weiter müßte jeder Heimatforscher mit seinen Ausführungen in der Zeitschrift zu Worte kommen können, der die oben genannten Bedingungen erfüllt, und schließlich muß Gelegenheit zur Kritik und Diskussion gegeben sein. Für eine solche, wirklich allgemein interessante Zeitschrift läge heute schon Stoff auf Jahre hinaus vor.

Nachsatz der Schriftleitung: Unsere Beilage „Deine Heimat“ ist zur Zeit keineswegs eine Heimatzeitschrift in obigem Sinne. Es fehlen ihr vor allen Dingen die notwendigen Seiten dazu. Aber wäre es nicht möglich, ihre wenigen Seiten schon nach vorstehenden Gesichtspunkten zu füllen? Jedenfalls ein Versuch, der es wert ist, gemacht zu werden. Es liegt an der Mitarbeit aller Freunde unserer Heimat, daß „Deine Heimat“ einmal die Keimzelle zu einer solchen Heimatzeitschrift - wie sie sich im stillen jeder Heimatfreund wünscht - werden möge.

nen Stellen lassen keinen Schluß auf militärischen Charakter zu.

Wir kommen also immer wieder zu dem Schluß, es kann sich nur um eine Grenze handeln, ohne daß wir bisher diese Grenze irgendwie festlegen konnten. Aber wir erkennen diese Grenze, wenn wir nur einmal den Mut haben, uns von der alten Anschauung frei zu machen, daß wir Ripuarier seien, weil unsere Heimat zum Auelgau gehörte. Wir stammen aber nicht von den Rheinfranken, sondern von den Chatten, den Moselfranken ab. Die Zugehörigkeit zum Auelgau ist später gekommen und mit ihr wurde die hier verlaufende Grenze illusorisch. Da aber Chlodwig bereits um 500 n. Chr. die fränkischen Stämme vereinigte, kann die Grenze nur bis zu diesem Zeitpunkt Gültigkeit gehabt haben. Es war die Grenze zwischen den Chatten und den späteren rheinfränkischen Germanen. Dies zu belegen, soll in den folgenden Zeilen versucht werden.

Wir wissen, daß um 38 v. Chr. die Ubier, die nördlich der unteren Lahn lebten, auf das linke Rheinufer übersiedelten und im Raum Köln sesshaft wurden. Um diese Zeit drängten die Chatten in den von den Ubiern verlassenen Raum hinein und siedelten sich im Raum von Neuwied - also auch im Westerwald - an. Weiter wissen wir, daß Kaiser Domitian im Jahre 83 n. Chr. sogenannte Limites anlegen ließ, um an die Schlupfwinkel der Chatten heranzukommen. Diese Limites waren in den Urwald geschlagene Schneisen, die den Truppen Domitians als Anmarschstraßen dienten und die sich mitten durch das Wohngebiet der Chatten zogen.

Die Vermutung liegt nahe, daß sich die Römer bei der späteren Anlage des Limes an diese domitianischen Limites hielten. Jedenfalls gilt dies für den Taunus als nachgewiesen (Dr. Goerbig). Wie nun, wenn dies auch für den Teil des Limes gilt, der über den Westerwald verläuft? Das würde nichts anders bedeuten, als daß in unserer Gegend das Gebiet der Chatten zu Ende gegangen ist, denn er lief ja „mitten hindurch“.

Aber es gibt noch bessere Beweise: Unsere Sprache. Wo heute der sogenannte „Römergraben“ verläuft - er verläuft übrigens parallel zum Rheine - verläuft auch die Sprachgrenze zwischen g und j. Sagen wir: „Gott, et gait ganz got“, heißt es jenseits der Gräben: „Jott, et jelt ganz jut“. Das g ist aber unbestreitbar moselfränkisch, während das j als kölsch bezeichnet wird.

Auch der unmittelbar am Graben liegende Ort Kescheid, um 1600 Ketschet, wird als Chattenscheid = Chattengrenze gedeutet. Es ist auch bezeichnend, daß Kescheid jenseits des Grabens liegt, also vom Kölnischen aus den Graben als Chattengrenze markiert. Weiterhin ist bezeichnend, daß in Kescheid auch zur Zeit seiner Zugehörigkeit zur Grafschaft Sayn noch Kurkölnische Höfe bestanden, die der Herrlichkeit Lahr unterstanden. Darüber hinaus ist bekannt, daß Scheidorte, wenn sie sich auf Grenze beziehen, fränkischen Ursprungs sind, Kescheid und Püscheid also in fränkischer Zeit entstanden sind und zu dieser Zeit die Grenze schon bestanden haben muß. Im weiteren Verlauf des Walles finden

wir noch die Scheidorte Krumscheid und Wilscheid.

Wie ist es mit dem Namen des schon mehrfach erwähnten „Butterkneppchens“? Kneppchen ist ein durch eine Schlucht oder sonst einen Hang hinanführender schmaler Fußpfad. Was aber bedeutet die Bezeichnung „Butter“? Kann es nicht ursprünglich Batter, Batten geheißen haben? Batten ist aber der ursprüngliche Namen der Bataver, die - ein Teilstamm der Chatten - mit dem, ebenfalls

Anwesenheit der Chatten in unserer Heimat. (Eine ganze Reihe von Ortsnamen kann im Westerwald auf die Chatten und ihre Teilstämme zurückgeführt werden, doch würde es den Rahmen dieser Abhandlung sprengen, sollte hier näher auf dies alles eingegangen werden).

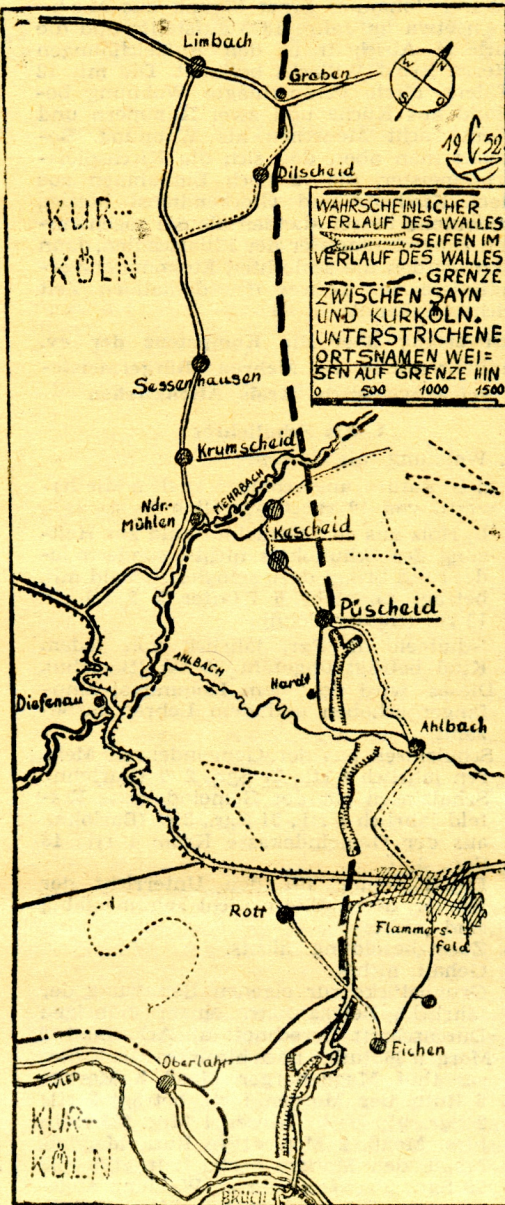
Haben wir nun festgestellt, daß die Römergräben eine vorfränkische Grenzmarkierung darstellen, so fällt es nicht schwer ihre ungefähre Entstehung festzulegen. Da um etwa 500 n. Chr. Chlodwig König des gesamten fränkischen Reiches wurde, mußte um diese Zeit eine innerfränkische Grenze hinfallig werden. Eine Grenze zwischen Chatten und den späteren rheinfränkischen Stämmen muß also in der Zeit vor 500 und etwa 38 v. Chr. - die Zeit in der die Chatten den neuwieder Raum besiedelten - entstanden sein.

Zu klären wäre noch, wie unsere Heimat, die stammesmäßig zu den Moselfranken, also dem Engersgau hätte gehören müssen, zum Auelgau gekommen ist. Es können hierüber nur Vermutungen ausgesprochen werden. Der Westerwald wurde von zwei Seiten christianisiert: von Köln und von der Lahn her. Die Glaubensboten gingen selbstverständlich über Völkergrenzen hinweg, und so werden sie vom Rhein aus dem Gebiet der Rheinfranken in das chattisch-moselfränkische Gebiet unserer Heimat gekommen sein - alle Anzeichen deuten darauf hin, daß unser Gebiet vom Rheine her christianisiert wurde - und bis in die Gegend von Scheuerfeld vorgedrungen sein, wo man auf die von der Lahn kommenden Glaubensboten stieß. Es erfolgte dann zwangsläufig eine Abgrenzung, und bei Einführung der fränkischen Gauverfassung wurden die Grenzen der kirchlichen Bezirke als Grenzen der Gauen festgelegt. So kam unsere Gegend, obwohl von Moselfranken bewohnt, zum Auelgau und damit zu Ripuarien.

Die unsympathische Einstellung der Fachgelehrten, vor 30 und mehr Jahren, gegenüber den Römergräben mag wohl auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß gerade in dieser Zeit das Werk Rehorns „Der Westerwald“ bekannt wurde, in dem versucht wird, den Nachweis zu erbringen, daß die vielen, volkstümlich als Römergräben bezeichneten Wallstücke im Westerwald tatsächlich auf die Römer zurückzuführen seien. Die Art und Weise dieser Beweisführung mußte unweigerlich auf den Widerstand der Wissenschaftler stoßen und brachte damit auch die Antipathie gegen die Wallanlagen selbst hervor.

Zu danken ist Rehorn, daß er Bescheinigungen dieser Römergräben usw. anfertigte, die heute nicht mehr gemacht werden könnten, da in den 50 Jahren allzuviel dieser Erdaufwerfungen verschwunden sind. Seine Ansicht, die Anlagen als römisch zu deuten, kann ich nicht beipflichten, hoffe aber in vorliegenden Ausführungen einen Beweis für ihre germanische Herkunft gebracht zu haben.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß diese Grenzmarkierung auch von der Wied zum Rhein bei Neuwied verfolgt werden kann und damit auch dort die Grenze der Chatten und des Engersgauen - zum Teil wenigstens - markiert. Der Verlauf sei hier noch kurz angedeutet: Wied - Reuschemich-Seifen - westlich und südlich Horhausen - östlich Willroth zum Aubachtal hin.



von den Chatten abstammenden Chattuarier, in das Rheindelta wanderten. Läßt sich das „Butterkneppchen“ auf die Bataver zurückführen, wäre es ein weiterer Beweis für die

• Buchbesprechung •

„70 Jahre Pfarrkirche Betzdorf St. Ignatius“ von Pfarrer Ignaz Fuhrmann. Das in der letzten Nummer nur kurz erwähnte Betzdorfer Pfarrbüchlein liegt nun zur Besprechung vor. In knappen Worten wird hier die Geschichte der Pfarrgemeinde St. Ignatius seit ihrer Loslösung von der Kirche in Kirchen erzählt. Der Bau des Krankenhauses, des Klosters in Bruche, der Kirche in Scheuerfeld, der Kirche in Dauersberg und in Alsdorf und die Geschichte der katholischen höheren Mädchenanstalt in Betzdorf werden geschildert. Wohltuend wirkt auf den Leser, daß die Zeit von 1933 bis 1945 nicht in Haßtiraden geschildert wird, wie es in vielen Büchern der Nachkriegszeit der Fall war (Siehe z. B. der Luxemburger im Westerwald). Das Geschehen dieser Jahre wird aufgezeichnet durch die wörtliche Wiedergabe von Akten und Verhandlungsprotokollen und

Briefen. So entsteht ein klares und nicht verzeichnetes Bild aus diesen Jahren und jeder Leser kann sich völlig unbeeinflusst über Tatsachen unterrichten. Auch dem katholischen Vereinsleben sind entsprechende Zeilen gewidmet. Ein Büchlein, das jedem Mitglied der Pfarrfamilie, aber auch anderen Heimatfreunden manch Interessantes zu erzählen weiß.

Heimatbücher in Vorbereitung

Wie wir erfahren, bereitet der Verlag Hacker, Betzdorf, die Herausgabe eines Daadener Heimatbuches vor. Es soll in der Art des Wissener Heimatbuches von einem Arbeitskreis der Heimatfreunde und -forscher des Daadetales gestaltet werden. Die Arbeiten sind soweit fortgeschritten, daß noch vor Weihnachten mit dem Erscheinen gerechnet werden kann.

Der durch „Land an der Wied“ und „Herdorfer Heimatbuch“ bekannt gewordene Hei-

Mitteilung der Schriftleitung

Nachdem es nunmehr wieder möglich ist, „Deine Heimat“ jeden Monat erscheinen zu lassen, werden unsere Mitarbeiter gebeten, regelmäßig Material geschichtlichen, heimatkundlichen oder kulturellen Inhalts an die Schriftleitung einzusenden. Für die Dauer der Abwesenheit Dr. Holzschneiders wird der Schriftleiter durch Herrn Katzwinkel, Flammersfeld/Westerwald, vertreten. Es wird deshalb gebeten, alle Sendungen bis auf weiteres an diese Anschrift zu richten.

matforscher Josef Hoffmann, Herdorf, plant die Herausgabe eines Buches „2500 Jahre Hohenseelbach“. Es soll alles bis jetzt Erforschte um den Hohenseelbach enthalten. Wann mit dem Erscheinen gerechnet werden kann, ist leider z. Z. noch nicht abzusehen.

